



ZÜGEL DER MACHT

LEVE ADENLE

EIN LAGOS-THRILLER



InterKontinental

PROLOG

FLORENTINE WAR NICHT ihr richtiger Name, ebenso wenig Florentina, aber sie reagierte auf beide. Sie studierte im zweiten Jahr Kommunikationswissenschaften an der Unilag. Und auch wenn ihre Eltern weder für ihre Studiengebühren noch für ihre Lebenshaltungskosten aufkamen, waren sie dennoch enttäuscht gewesen, als sie nicht genügend Punkte erzielte, um Medizin oder Ingenieurwesen oder Jura zu studieren.

In ihrem ersten Studienjahr konnte sie sich das Wohnheim nicht leisten, also zog sie zu ihrer Tante, einer entfernten Verwandten, die sie im Wohnzimmer auf dem Fußboden schlafen ließ, neben dem Fahrer und dem Hausmädchen, die ein vertrautes Verhältnis hatten. Die Tante bezahlte auch ihre Studiengebühren und gab ihr ein wenig Taschengeld, um mit dem Bus zur Uni zu fahren. In jenem ersten Jahr nahm Florentine zwanzig Kilo ab und fiel in der Hälfte ihrer Kurse durch.

Dann lief sie an der Uni einer alten Freundin über den Weg und zog zu ihr auf den Campus, und die Tante hörte auf, Geld zu schicken.

Angesichts der Tokunbo-Autos, des teuren Schmucks und der neusten Telefone der Studierenden an der Unilag glaubt man kaum, dass es in Nigeria Armut gibt. Zum Beispiel kaufte Florentines Freundin brasilianisches Haar bei einer anderen Studentin, die regelmäßig nach Dubai reiste, um Kleidung, Schmuck und Echthaar zu erwerben und dann an ihre Kommilitoninnen weiterzuverkaufen. Florentines Freundin gab zweihundertfünfzigtausend Naira für das Haar aus, ließ es sich aber schon nach einer Woche wieder

entfernen, da andere junge Frauen mittlerweile reines peruanisches Haar trugen und sie mit der Mode gehen wollte. Sie gab Florentine die aussortierten Haarteile, und als diese sie sich einflechten ließ, sagten alle, sie sehe noch schöner aus als die amtierende Miss Unilag.

Florentine verurteilte nicht, wie die anderen jungen Frauen ihr Geld verdienten, aber sie ging nie gemeinsam mit ihnen aus. Sie brachen freitags auf, meist zu einem der Expatclubs auf Victoria Island, und kehrten entweder am nächsten Morgen zurück oder blieben das ganze Wochenende fort und kamen erst Montagfrüh direkt zur Uni, wo sie manchmal in Luxuskarossen mit Chauffeur vorgefahren wurden. Montags beglichen sie dann ihre Schulden, kauften Guthaben für ihre Handys oder schickten Geld nach Hause zu Eltern und Geschwistern.

Aber Florentine war nicht dazu erzogen worden, ihren Körper zu verkaufen. Das sagte sie auch zu ihrer Freundin, und aus diesem Grund hörten die anderen auf, sie zu Partys oder in Clubs einzuladen.

Im Gegensatz zu ihnen hatte Florentine Freunde gefunden, die sich um sie kümmerten. Einer von ihnen war ihr fester Freund, Nosa, ein Banker auf der Insel. Sie trafen sich in einem Hotel in der Nähe der Uni, wo sie das gesamte Wochenende gemeinsam verbrachten. Zu ihm nach Hause konnten sie nicht gehen, wegen seiner Frau.

Ein anderer Freund, der sich ihr gegenüber sogar noch fürsorglicher verhielt, war ein wesentlich älterer Mann. Tatsächlich war er ein Chief: Chief Ojo, ein bekannter Geschäftsmann in Lagos. Er war großzügiger als Nosa, nahm sie mit in bessere Hotels und ließ sie sogar übers Wochenende allein dortbleiben, nachdem er die Freitagnacht mit ihr verbracht hatte. Er war ebenfalls verheiratet, aber im Gegensatz zu Nosa hätte er ihr Vater sein können – daher betrachtete sie ihn nicht als einen festen Freund, auch wenn er sie seinen Freunden als seine kleine Frau vorstellte und sie andauernd fragte, ob sie ihn betrüge.

Mit lediglich diesen beiden dauerhaften Freunden und noch ein paar Männern, die sie hin und wieder über Freundinnen kennenlernte, konnte Florentine ihre Studiengebühren bezahlen, drei Mahlzeiten pro Tag zu sich nehmen und sich schon bald ihr eigenes peruanisches Haar kaufen. Selbst ihre Noten verbesserten sich. Und wenn es aussichtslos schien, dass sie eine Prüfung bestand, konnte sie es sich leisten, die Dozentin dafür zu bezahlen, dass sie über ihre fehlende Teilnahme hinwegsah.

Für das Ego ist es leichter, Unterstützung anzunehmen, wenn man sie nicht braucht. Als Florentines Einkommen ausreichend und regelmäßig geworden war, konnte sie mit den anderen jungen Frauen ausgehen, ohne sich um die abschätzenden Blicke zu scheren, die sie den ganzen Weg bis in die Clubs verfolgten und »Prostituierte« zu flüstern schienen.

In einem der Clubs lernte sie einen Jungen kennen. Er war etwa so alt wie sie, aber er war ebenfalls Student an der Universität, was ihn zu einem Jungen machte. Während die anderen Männer dort älter und reicher waren und Champagner für ihre Dates kauften, saß er bei einer Gruppe von Mädchen, die für seine Getränke bezahlten. Er blickte immer wieder zu Florentine herüber, und als sie aufstand, um zur Toilette zu gehen, stand er ebenfalls auf. Als sie wieder herauskam, wartete er vor der Tür auf sie. Er sagte »Hey« und reichte ihr eine Visitenkarte, als wäre er jemand Wichtiges. Florentine wollte die Karte zerreißen und ihm die Fetzen ins Gesicht schleudern, aber er hatte sich bereits zum Gehen gewandt, und die Mädchen, die ihn begleiteten, schauten sie voller Feindseligkeit an, oder vielleicht war es auch Neid.

Zurück an der Uni, zeigte sie ihrer Freundin die Karte und erfuhr, dass sie das große Los gezogen hatte. Sie schickte dem Jungen eine Textnachricht, aber er antwortete nicht. Sie rief ihn an, aber er drückte sie weg. Sie schickte ihm im Verlauf der Woche noch drei weitere Nachrichten und hatte es schon aufgegeben, als er sie zwei

Wochen später zurückrief und in sein Haus in Victoria Garden City einlud.

Er fragte, ob sie Geld verdienen wolle. Das wollte sie. Er erzählte ihr von einem Ort namens Harem. Es war ein exklusiver Club, der seinem Bruder Malik gehörte. Wenn sie dort hineinwollte, musste sie zuerst einen HIV-Test machen. Er würde dafür bezahlen. Sie durfte niemandem von dem Club erzählen, und sobald sie Mitglied wäre, müsste sie dort mehrere Wochen am Stück bleiben und könnte niemanden außerhalb kontaktieren. Während sie noch darüber nachdachte, fügte er hinzu: »Du wirst in einem Monat eine Million Naira verdienen.«

Florentine erzählte dem Banker, sie sei schwanger, und wie erwartet, gab er ihr Geld für eine Abtreibung und war fortan jedes Mal beschäftigt, wenn sie bei ihm anrief. Chief Ojo erklärte sie, sie würde mit einer Freundin nach Ghana fahren, wo sie Gold erwerben wollten, um es an ihre Kommilitoninnen weiterzuverkaufen. Er lobte ihren Geschäftssinn und gab ihr Geld für ihre neue Unternehmung.

Drei Monate später und einen Tag nachdem die Ergebnisse ihres zweiten Bluttests da waren, holte der Junge sie von der Uni ab und brachte sie zu seinem Haus in VGC. Dort wartete noch eine weitere junge Frau, die nicht viel redete und sich ständig umschaute: wenn eine Tür aufging, wenn eine Tür zuing, wenn der Junge aufstand.

Um Mitternacht betrat ein Mann mit einem Polizisten im Schlepptau das Haus. Der Junge stellte den Mann als Mr Malik vor, den Besitzer des Harem. Malik teilte den beiden Mädchen mit, für die Fahrt zum Club würden ihnen die Augen verbunden. Florentine wollte protestieren, das andere Mädchen begann zu weinen und flehte die Männer an, sie gehen zu lassen. Malik sagte ihr, dafür sei es zu spät.

Die Mädchen kletterten auf die Rückbank von Maliks weißem Range Rover Sport mit abgedunkelten Scheiben, und er sammelte

ihre Telefone ein. Der Polizist verband ihnen die Augen. Sie fuhren mehrere Stunden lang, und als der Wagen zum Stehen kam und die Augenbinden abgenommen wurden, befanden sie sich auf einem großen Anwesen, das von einer mehr als dreieinhalb Meter hohen Mauer mit Stacheldraht umschlossen wurde. Hinter dem Gelände breitete sich dichter Wald aus. Das Haus war riesig und nicht gestrichen, ansonsten jedoch fertig gebaut und elegant, es hatte jene überdimensionierten Säulen, die in Lagos gerade angesagt waren. Davor parkten etwa zwanzig Autos. In manchen davon warteten Fahrer. In einer Ecke am Tor brummte ein Generator, und als sie auf das Gebäude zuliefen, drang Musik aus dem Inneren.

Eine Frau öffnete die Haustür und begrüßte Malik mit einer Umarmung. Sie trug pinkfarbene Dessous. In einer Hand hielt sie ein Glas Wein, in der anderen eine glimmende Zigarre. Andere junge Frauen in Unterwäsche spazierten mit Männern umher oder saßen mit ihnen auf Sofas, tranken und unterhielten sich oder kuschelten und lachten. Die Männer, es waren etwa zehn, trugen Masken wie auf einem schicken Kostümball.

»Ihr dürft nicht wissen, wer euer Kunde ist«, erklärte Malik, als er Florentine und das andere Mädchen die Treppe hinaufführte. »Sie werden regelmäßig auf HIV und andere Geschlechtskrankheiten getestet, genau wie ihr. Ihr dürft sie nicht um Geld bitten. Ihr dürft sie nicht bitten, ein Kondom zu benutzen. Wenn ein Kunde euch sein Gesicht zeigt, müsst ihr wegschauen. Und ihr müsst es mir sagen. Wenn ihr glaubt, jemanden zu erkennen, behaltet es für euch. Wenn euer Kunde eine Frau ist, dürft ihr euch nicht weigern. Ihr dürft mit niemandem darüber sprechen, was hier geschieht. Am Ende der Woche wird Sisi euch zweihunderttausend geben.«

Die jungen Frauen wurden in unterschiedliche Zimmer gebracht, wo sie Unterwäsche anprobieren sollten. Florentine zog sich um und war gerade auf dem Weg nach unten, als Sisi, die Dame, der sie an der Tür begegnet waren, sie auf der Treppe anhielt.

»Heute kommt ein wichtiger Kunde«, sagte Sisi. »Er will die neuen Mädchen immer als Erstes ausprobieren.« Sie griff nach Florentines Hand und führte sie die Treppe wieder hinauf. »Eine Sache hat Malik dir nicht gesagt: Manchmal wird ein Kunde dir Geld geben. Du kannst es behalten, solange du nicht darum gebeten hast, aber du musst es mir mitteilen. Dieser Typ, den ich heute für dich habe, der wird dich üppig bezahlen. Du kannst mir hinterher danken.« Sie führte Florentine in das Zimmer. »Übrigens, wie heißt du eigentlich?«

»Rolake, Ma.«

»Das klingt zu sehr nach hier. Von jetzt an bist du Florentine. Okay? Und nenn mich nicht Ma.«

Während Florentine auf dem Bett wartete und ihre Haltung ein Dutzend Mal veränderte, da sie sich nicht entscheiden konnte, welche Pose am verführerischsten wirkte oder ob sie überhaupt versuchen sollte, sexy auszusehen, oder eher wie ein braves Mädchen, sann sie über ihr Glück nach und lächelte bei dem Gedanken daran, dass sie bald reicher wäre als der Banker und den Chief auch nicht mehr bräuchte.

Jemand klopfte, und sie rief: »Herein.« Sie hatte beschlossen, sich aufrecht hinzusetzen, die Beine übereinandergeschlagen ausgestreckt, die Arme auf dem Kopfteil des Bettes ausgebreitet.

Er trat ein, in einer Hand eine Flasche Moët, in der anderen zwei Champagnerflöten. Er sah komisch aus hinter seiner glitzernden Maske mit goldenen Pailletten und grünen Federn am Rand und in seiner langen weißen Tunika, unter der sich in der Mitte sein Bauch wölbte.

Er hob die Hand, in der er die Gläser hielt, und nahm seine Maske ab.

»Rolake!«, rief er. Sein Mund blieb offen stehen, und seine Augen quollen hervor.

Sie zog die Beine an und schnappte sich ein Kissen, um sich damit zu bedecken. »Oh, Scheiße! Chief!«, keuchte sie.

UM ES GLEICH VORAUSZUSCHICKEN, es war nicht meine Idee gewesen, allein in einen Aufreißerschuppen in Lagos zu gehen. Na ja, das stimmt nicht ganz. Melissa – meine halb nigerianische, halb irische Ex-Freundin – war in Lagos geboren, und ich wollte ihr etwas zu erzählen haben, wenn ich nach London zurückkehrte. Außerdem wollte ich aus dem Eko Hotel rauskommen, um dieses Land zu sehen, über das ich schon so viel gehört hatte.

Wie auch immer, Magnanimous – er bestand darauf, das sei sein Name –, der Rezeptionist des Hotels, hatte behauptet, es sei sicher, und es würden viele andere *Weiß*e dort sein. Rückblickend hatte er es mit einem Grinsen gesagt. Damals sah es aus wie ein Lächeln: jenes oberflächliche, das er aufsetzte, sobald er aufschaute und einen bemerkte. Mittlerweile bin ich mir jedoch sicher, dass es ein Grinsen war, ein wissendes Grinsen und ein Augenzwinkern, das ich beinahe verpasst hätte, als ich mich nach einer schlanken Afrikanerin umdrehte, die in der Hotellobby an uns vorbeilief. Sie roch nach Vanille.

Ich gebe ihm nicht die Schuld für das, was im Ronnie's passierte, ich will nur klarstellen, dass ich nicht unterwegs war, um eine Frau aufzureißen.

Das sage ich gleich vorweg, weil ich jedes Mal, wenn ich diese Geschichte erzähle, an dieser Stelle von irgendjemandem unterbrochen werde, der es zum Schreien komisch findet, dass ich überhaupt in der Bar war, und dann gar nicht mehr mitbekommt, warum ich anfangs, die Geschichte aus der Bar zu erzählen, sodass

ich es gleich ganz sein lasse. Pech gehabt. Ihr werdet jedoch meine Geschichte zu hören kriegen.

An jenem Abend schlenderte ich allein hinaus auf die Straßen von Lagos und fand »das große Schild mit vielen Lichtern« dort, wo Magnanimous mich hingeschickt hatte. Am Ende war es vom Hotel aus nur ein kurzer Spaziergang, und nicht eine einzige nigerianische Person schaute mich auch nur mit flüchtiger Neugierde an, ganz zu schweigen von dem stechenden Blick von jemandem, der kurz davor ist, einen Ausländer auszurauben.

Mit am Körper klebendem Hemd beim Ronnie's angekommen, stolzierte ich wie ein Stammgast durch das offene Tor – reines Theater. Ehrlich gesagt hatte ich noch immer Angst. »Egal, was Sie tun, gehen Sie niemals allein aus, und schon gar nicht bei Nacht«, hatte der nigerianische Taxifahrer gesagt, der mich in Heathrow abgesetzt hatte.

Vor dem Eingang stand ein großer Mann, der den Arm ausstreckte, und ich schüttelte eine riesige, feuchte Hand, ehe er beiseitetrat und auf einen an die Tür geklebten A4-Zettel zeigte: MÄDCHEN EINTRITT FREI. HERREN N1000. Innen war es brechend voll, alles war in Rauch gehüllt, und die Musik war laut.

Irgendwann einmal schien es jemandes Wohnzimmer gewesen zu sein. Man konnte sehen, wo die Wände eingerissen und überputzt worden waren. Von der Decke hing eine einzelne Discokugel, die so fehl am Platz wirkte wie ein Ausstellungsstück in einem Baumarkt. Massive Lautsprecher waren auf verrosteten Metallstühlen aufgestellt, neben riesigen Ventilatoren, die hin und her schwenkten wie über die Menge wachende Roboter. Die Klimaanlage war entweder kaputt oder kam einfach nicht gegen die Hitze an, und anders als Magnanimous versprochen hatte, war meins das einzige *weiße* Gesicht im Raum.

Ich musste an das erste Mal denken, als ich allein unter Schwarzen Menschen gewesen war: in einer Kirche in Lambeth, eine kurze

Autofahrt von unserem Zuhause in Chelsea entfernt, nicht lange nach der Scheidung meiner Mum. Ich war zehn. Sie ließ mich umgeben von Fremden zurück und trat nach vorn zu dem Pastor, der Patois sprach. Er forderte sie auf, ihre Schuhe auszuziehen und sich in ein aufblasbares Becken zu stellen. Dann forderte er sie auf, sich hinzusetzen, ehe er ihr die Hand auf den Kopf legte und sie in das Wasser drückte, sie unten hielt, bis sie wieder auftauchte, das Wasser von ihr herunterströmend und keuchend, während die Menge applaudierte, Halleluja rief und Zimbeln klingen ließ und der Kirchenpianist spontan losspielte.

Hier jedoch befand ich mich in einem echten nigerianischen Nachtclub in einer nigerianischen Stadt, umgeben von Afrikaner*innen und der reizenden Fremdheit ihrer Akzente. Ich fand es großartig. Ich fand es großartig, dass ich Mel nach meiner Rückkehr davon würde berichten können. Wir hatten seit zwei Monaten nicht mehr miteinander gesprochen. Ich gab ihr den Raum, um den sie gebeten hatte, als ich sie an jenem Tag anrief, der unser Jahrestag gewesen wäre, und sie fragte, ob ich sie zu Rodizio Rico in Notting Hill ausführen dürfe, wo wir unser erstes Date gehabt hatten. Vielleicht dachte sie, ich würde einen Comeback-Versuch starten, aber nach unserem Gespräch hatte ich akzeptiert, dass es zwischen uns aus war. Ich war sogar selbstreflektiert genug, um zu wissen, dass mein reifer Umgang mit der ganzen Situation lediglich jener Phase glich, bevor die Betäubung nach einem Zahnarztbesuch nachlässt. Natürlich brach es mir das Herz, dass sie nach acht Jahren nicht mehr mit mir zusammen sein wollte, und ich wusste, irgendwann würde ich die anfängliche Taubheit wohl überwinden, auf eine Safttour gehen und auf dem Fußboden meiner Wohnung enden, um dort zu Whitney Houstons »I Will Always Love You« zu weinen. Zumindest für den Augenblick blieb ich jedoch cool. Und ich war sogar reif genug, um mit ihr befreundet bleiben zu wollen. Lustig, dass sie immer diejenige gewesen war, die sich an Jahres-

tage erinnerte – bis sie vorgeschlagen hatte, eine Pause einzulegen. Nach mehreren Wochen Funkstille hatte ich ihr vom Flughafen aus eine Nachricht über Blackberry Messenger geschickt, um ihr von meiner Reise nach Nigeria zu erzählen. Sie las die Nachricht, antwortete jedoch nicht darauf. Ich war kurz davor, in ihr Geburtsland zu fliegen, wo ihr Vater noch immer in seiner Heimatstadt Ibadan lebte, gemeinsam mit seiner neuen Frau und ihren Halbgeschwistern, die Mel nie kennengelernt hatte, also erschien es mir angemessen, ihr zu schreiben. Nun stellte ich mir vor, wie ich ihr von »dieser Frau, die ich in einem Club in Nigeria kennengelernt habe und die mich an dich erinnert hat«, erzählen würde, und drängte mich über die Tanzfläche, quetschte mich an Paaren vorbei und tanzte ein paar Sekunden lang mit einer jungen Frau, die meine Hand ergriff und begann, ihren Hintern gegen meinen Schritt zu reiben, bis ich es schließlich an die Bar schaffte. Sobald ich mich niederließ, setzte sich eine weitere junge Frau mit einer Zigarette neben mich. Sie trug ein pinkfarbenes Tanktop, blaue Jeansshorts, schwarze Strumpfhosen und kniehoch schwarze Lederstiefel, die verdächtig glänzend aussahen. Sie spitzte die leuchtend roten Lippen, um einen langen Strahl Rauch auszublasen, drehte sich dann zu mir um und fragte mich, ob ich ihr einen Drink spendieren wolle.

Ich wollte mir selbst einen Drink kaufen, wenn ich nur die Aufmerksamkeit des Barkeepers auf mich ziehen könnte, der jedoch zu beschäftigt damit war, mit den Blicken in den Ausschnitt einer jungen Frau zu wandern, die an der Bar saß und mit dem Kopf zu irgendeinem Song nickte, der aus ihren Kopfhörern kam, während sie mit den Fingern über das Display ihres Telefons wischte. Ich gab gerade auf, da ich mir noch nicht sicher war, ob ich überhaupt bleiben wollte, als die Frau, die den Drink haben wollte, sich vorbeugte, um mir erneut ins Ohr zu schreien, während ihre Brüste sich gegen meine Schulter drückten. Ich blickte in Richtung des dünnen Barkeepers, winkte einmal dürftig und zuckte dann hilflos

mit den Achseln. Die Frau drehte sich um und beugte sich über die Theke, indem sie sich auf den Barhocker kniete. Den Arsch in mein Gesicht gestreckt, lehnte sie sich nach vorn und rief den Namen des Barkeepers: Waidi oder Waydi oder Wady. Er zischte, schlurfte herbei, ignorierte die Frau, die ihn gerufen hatte, und fragte mich: »Bekommen Sie schon etwas?«

Er stand allein hinter der Bar. Ich bat ihn um einen doppelten Brandy – welchen auch immer sie hatten. Als ich sah, nach welcher Flasche er greifen wollte, rief ich seinem Hinterkopf zu: »Nein, nicht Three Barrels. Hennessy. Ohne Eis.« Die Frau sagte, sie wolle dasselbe. Waidi wartete auf mein Nicken, dann blickte er wieder zu der jungen Frau, deren Dekolleté ihn so fasziniert hatte.

Ohne mich anzuschauen, sagte er: »Macht dreitausendfünfhundert für beide.« Das brachte meine neue Freundin auf die Palme. »Hat er Sie nach dem Preis gefragt?«, rief sie – laut genug, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich wühlte bereits in meiner Hosentasche nach dem Geld. Ich hatte es überschlagen: Es waren etwa vierzehn Pfund, was mir halbwegs korrekt vorkam – man hatte mir gesagt, dass Lagos teuer sei.

Waidi antwortete ihr etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand, und es muss etwas Unverschämtes gewesen sein. Sie ging mit ausgestrecktem Zeigefinger auf ihn los, blickte sich nach Unterstützung um, während sie fluchte und schrie, berührte ihre Zungenspitze mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand und wies mit dem angefeuchteten Finger an die Decke über ihrem Kopf. Der Barkeeper stand einfach nur grinsend da. Schließlich schien sie nach vorn langen und ihm das Grinsen aus dem Gesicht schlagen zu wollen.

Ich zählte das Geld ab. Er nahm die Scheine entgegen und zählte selbst nach, ehe er sich daranmachte, die Drinks einzuschenken. Die junge Frau in dem pinkfarbenen Tanktop setzte sich wieder, das Gesicht wutverzerrt. Sie sagte so etwas wie: »Warte auf mich«, stand auf und verschwand in der Menge. Mir gefiel ihr Gesichtsaus-

druck nicht, mit dem sie sich noch einmal zu ihm umdrehte. Der Barkeeper bemerkte ihn nicht, aber ich bin mir sicher, wenn er ihn gesehen hätte, wäre er genauso besorgt gewesen wie ich. Ich kannte diesen Gesichtsausdruck: Es war der eines Typen, der während eines Streits im Pub loszieht, um nach einer Flasche zu suchen.

Waidi brachte die Drinks und mein Wechselgeld. Ich war bereits aufgestanden. Ich trank den Brandy in einem Zug, bereute es augenblicklich und hinterließ ihm die schmutzigen, zerknitterten Geldscheine, die er neben meine Rechnung auf die Theke gelegt hatte. Ich schaffte es nicht bis zum Ausgang.

Wie Fans, die auf ein Fußballfeld stürmen, rauschte eine Menschenmasse durch die Tür herein. Ich blieb kurz stehen, unsicher, was hier gerade passierte. Menschen wurden von den Neuankömmlingen zu Boden gestoßen, die schreiend und brüllend angerannt kamen. Ich wurde auch beinahe umgeworfen, es gelang mir jedoch, dem Chaos auszuweichen und zurück an die Bar zu gehen. Von dort aus sah ich zu, wie sogar noch mehr zutiefst erschüttert wirkende Menschen in den Raum strömten. Rasch stapelten sich die Körper auf dem Fußboden, und andere kletterten darüber. Mich überkam ein tiefes Grauen, als ich einen Kopf über die Rücken der Gefallenen rollen sah – dann begriff ich, dass lediglich jemand seine Perücke verloren hatte. Das Geschrei wurde lauter, und ich wurde mir meiner Lage deutlich bewusst:

Ich war ein *weißer* Junge, der zum ersten Mal in seinem Leben in Afrika war, mit dem Auftrag, über eine Präsidentschaftswahl zu berichten, die erst in Wochen stattfinden würde und deren Ausgang von vornherein feststand. Dies war erst mein zweiter Tag in Lagos und der erste Abend, an dem ich allein ausgegangen war – nachdem man mir genau davon abgeraten hatte.

»Hey!«

Der Barkeeper, der gerade Flaschen auf das oberste Regalbrett geräumt hatte, drehte sich um. Während er den Blick über den

Tumult wandern ließ, wirkte er so aufgeregt wie jemand, der eine Montageanleitung von IKEA las, dann tat er alles mit einem Zischen ab, bei dem sich seine Oberlippe links kräuselte.

»Prostituierte«, sagte er. Sein Gesicht zeugte von Missbilligung, als wäre sein Arbeitsplatz kein Abschleppschuppen für jegliche Arten von arbeitenden Frauen und vielleicht sogar Männern, als würde sein Gehalt nicht von ihrer Kundschaft abhängen. »Die Polizei macht eine Razzia, und sie glauben, hier drinnen wären sie sicher«, fügte er hinzu.

Um mich zu vergewissern, blickte ich mich nach den Türstehern um, aber auch sie starrten die Eindringlinge hilflos an.

Aus den großen Lautsprechern dröhnten weiter R&B-Songs in nahezu ohrenbetäubender Lautstärke, allerdings tanzte niemand. Spärlich gekleidete junge Frauen und junge Männer in farbenfrohen Outfits versammelten sich in Grüppchen, redeten laut und aufgebracht miteinander und fragten die Personen, die hereingerauscht waren, nach Informationen aus.

Waidi startete einen neuen Versuch, mich zu beruhigen: »Wann immer die Polizei draußen eine Razzia macht, kommen sie hier reingerannt. Die Türsteher werden sie bald wieder verscheuchen.« Er wirkte überzeugt davon.

Seltsam, wie der menschliche Geist funktioniert. Als die verängstigten Menschen hereingeströmt kamen, war ich innerhalb von wenigen Sekunden zu dem Schluss gekommen, dass in Nigeria ein Krieg ausgebrochen und ich mittendrin gefangen war. Oder irgendetwas ähnlich Schreckliches. Dann, gerade als ich beschlossen hatte, das Ganze auszusitzen und dem Kerl zu vertrauen, der sich über meine Angst aufrichtig zu amüsieren schien, trat eine wohlgeformte und hochgewachsene Frau mit blondem Haar bis zur Taille – offensichtlich nicht ihr eigenes – an die Bar und fing an, ihm zu berichten, was geschehen war. Ich wollte mithören, aber sie sprach so rasend schnell in einem gebrochenen Englisch mit so vie-

len fremden Wörtern, dass ich nichts verstand. Sie warf mir einen Blick zu, und die Angst in ihrem Gesicht ließ meine eigene neu auf-flammen.

Als die Blondine fertig war, holte Waidi eine große rote Handtasche unter seiner Theke hervor und reichte sie ihr. Überall in der Bar sammelten andere Frauen Taschen in unterschiedlichen Formen und Größen ein, die sie dort offensichtlich zur sicheren Aufbewahrung deponiert hatten.

Die Blondine ging, und Waidi stand reglos da und schaute ihr hinterher, die Hände in den Hüften und die Augen weit aufgerissen vor Furcht oder Unglauben oder beidem. Sie hatte ihm etwas erzählt, das ihn erschreckt hatte. Ich wollte wissen, was es war.

»Was ist passiert?«, fragte ich. Er antwortete nicht. Ich griff über die Theke und schüttelte seinen Arm. »Was ist passiert?« In diesem Augenblick verstummte die Musik, und meine Stimme übertönte hundert andere hektische Stimmen.

»Draußen wurde gerade eine Frau abgeladen«, sagte er. »Man hat ihr die Brüste entfernt und ihre Leiche in den Straßengraben geworfen. Gerade eben.«

2

AMAKA SCHAUTE IN DEM AUGENBLICK auf ihre Armbanduhr, als der Mann, den sie beobachtete, dasselbe tat. Sie stand an der Bar in der Soul Lounge. Beim Eintreten hatte sie vier Frauen pro Mann gezählt, das Personal inbegriffen. Die Frauen waren viel jünger als die Männer, denen sie Gesellschaft leisteten. Sie stellten ihre Gucci- und Louis-Vuitton-Taschen auf den Tischen neben Flaschen mit Moët zur Schau. Einige der Taschen hatten Labels, die sich GUSSI lasen. Sie selbst war die einzige Frau in Bürokleidung: ein schwarzes Kostüm und eine rote Seidenbluse. Sie ließ die Hände an ihren Seiten hinuntergleiten und zog ihren Rock hoch, um mehr von ihren langen Beinen zu enthüllen.

»Irgendetwas für Madam?«, fragte der junge Mann in dem über-großen schwarzen Jackett hinter der Bar. Sie sah zu ihm auf, und ihr Blick blieb an seinen gelben Zähnen hängen. Seine schwarze, schief sitzende Ansteckfliege sah aus, als hätte er sich einen Propeller an den Hals geklebt. Bei ihrer Ankunft hatte er ihr eine Getränkekarte hingelegt, aber sie hatte so getan, als würde sie telefonieren. Dann war er zurückgekehrt und hatte mit dem ständigen »Madam« angefangen, aber sie hatte ihre Handtasche genommen und darin herumgewühlt.

»Kann ich Ihnen irgendetwas bringen?«, fragte er, diesmal lauter. Ihr fiel auf, dass er sich nicht mehr die Mühe gemacht hatte, »Madam« zu sagen.

»Cola, mit viel Eis und einer Scheibe Gurke.«

Er sah sie verwirrt an, aber sie wandte sich ab und blickte zu dem Mann in dem weißen Dashiki, der allein auf einem Sofa saß und

sich aus einer Schale auf dem Tisch vor ihm Nüsse in den Mund warf.

Der Mann schaute erneut auf die Uhr, dann nahm er sein Telefon in die Hand und rief jemanden an, während er die ganze Zeit über den Blick nicht von seiner Armbanduhr hob. Er runzelte die Stirn, legte das Telefon zurück auf den Tisch und steckte die Finger in die Nusschale, um sich eine weitere Handvoll zu nehmen.

Der Barkeeper platzierte einen Untersetzer vor Amaka und begann, hinter der Bar herumzuhantieren. Er hatte das Glas vollgepackt mit Gurke. Sie widerstand dem Drang, ihn wiederholen zu lassen, worum sie ihn gebeten hatte. Stattdessen tauchte sie zwei Finger in das große Glas und entfernte bis auf eine all die dicken Scheiben, die sie dann für ihn sichtbar in einen Aschenbecher legte. Sie drehte sich erneut zu dem Mann in Weiß um. Er runzelte während eines weiteren kurzen Telefonats die Stirn, schaute auf die Uhr und warf einer vorbeigehenden jungen Frau einen lüsternen Blick hinterher. Er seufzte, legte das Telefon auf den Tisch und widmete sich wieder den Nüssen.

Amaka blickte sich um. Sie wollte herausfinden, ob irgendwer bemerkt hatte, dass sie ihn beobachtete. Jemand tippte ihr auf die Schulter. Es war ein Mann, der ihr schon beim Hereinkommen aufgefallen war. Ihre Blicke hatten sich getroffen, und er hatte versucht, mit einem Lächeln einen Schritt weiterzugehen, aber sie hatte sich abgewandt und war an den einzigen freien Platz an der Bar geeilt. Nun war er neben ihr, auf dem Barhocker, wo eben noch eine schlanke junge Frau gesessen hatte, deren Gesicht hinter einer enormen schwarz-goldenen Sonnenbrille von Versace versteckt gewesen war.

»Ich wollte Sie nicht erschrecken. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mich hier hinsetze?«

Er hatte einen britischen Akzent. Das erklärte seine Cargohosen, seine ausgelatschten Turnschuhe und sein »Mind the Gap«-T-Shirt.

»Wenn Sie möchten.« Sie wandte sich wieder zu dem Mann in Weiß um.

»Und, was machen Sie so?«

»Ich sagte, Sie können sich neben mich setzen, nicht mit mir reden.«

»Da scheint aber jemand schlecht gelaunt zu sein.«

Sie beobachtete, wie der Mann in Weiß ein weiteres Telefonat beendete und erneut in die Nusschale griff, ehe sie sich dem Mann an ihrer Seite zuwandte.

»Damit ich das richtig verstehe«, setzte sie an, »eine Frau sagt Ihnen, dass sie nicht mit Ihnen reden möchte, und von allen möglichen Erklärungen wählen Sie die, sie müsse schlecht gelaunt sein?«

»Na ja, ich ...«

»Na ja, was? Ihnen war einfach danach, etwas Dummes zu sagen?«

»Sie sind ja ganz schön streitlustig, was?«

»Und schon wieder. Ich bin streitlustig, einfach nur, weil ich mich nicht mit Ihnen unterhalten will?«

»Hey, ich versuche bloß, Ihnen einen Drink auszugeben.«

»Ich habe schon einen.«

»Okay, tut mir leid, wenn ich zu stark rangegangen bin.«

»Sind Sie nicht. Sie sind ziemlich schwach rangegangen.«

Er lächelte. »Na schön. Das habe ich wohl verdient.«

»Haben Sie. Hören Sie, geben Sie mir Ihre Karte, und vielleicht rufe ich Sie an.«

Sie schaute nach dem Mann in Weiß. Er mampfte weiter Nüsse.

»Hier. Rufen Sie mich an.«

Sie nahm die Karte entgegen, ohne einen Blick darauf zu werfen, und steckte sie in ihre Handtasche. »Das werde ich. Und Sie haben recht, ich bin heute Abend schlecht drauf, also haben Sie bitte Verständnis, wenn mir nicht nach Reden zumute ist.«

»Hat es irgendetwas mit diesem Typen zu tun?«

»Mit wem?«

»Mit ihm.«

Er wies mit seinem Bier in die Richtung des Mannes, den sie beobachtet hatte.

»Nein.« Sie wandte sich von ihm ab.

»Ich bin Ian. Wie heißen Sie?«

»Iyabo.«

»Also, Iyabo, was machen Sie so?«

»Ich bin Sexarbeiterin.«

Er verschluckte sich an seinem Bier, und bevor er sich erholen konnte, lief sie schon auf den Mann in Weiß zu. Sie wusste jetzt, wie sie ihn ansprechen konnte.

ES WAR DAS VERRÜCKTESTE, was ich je gehört hatte. Man hatte ihr die Brüste entfernt? »Was zum Teufel?« Mir war nicht bewusst gewesen, dass ich es laut geschrien hatte, bis alle innehielten und sich zu mir umdrehen.

»Man hat ihr die Brüste entfernt. Gerade eben. Draußen«, wiederholte Waidi. Er hatte es mit Sicherheit falsch verstanden, was auch immer die Frau ihm erzählt hatte. Ich sah mich nach ihr um, schaute stattdessen jedoch nur in versteinerte Mienen überall.

»Man hat was getan?«

Er hielt eine hohle Hand unter eine imaginäre Brust und machte mit der anderen eine Schneidebewegung. »Man hat ihr die Brüste abgeschnitten«, sagte er.

»Wer hat ihr die Brüste abgeschnitten?«

»Ritualmörder.«

»Was?«

»Ritualmörder. Sie haben ihr die Brüste entfernt für Juju, schwarze Magie. Das sind diese Politiker. Wegen der Wahlen. Sie praktizieren Juju, um die Wahl zu gewinnen.« Er wickelte sich die Arme um den Körper und zog die Schultern hoch, bis sein Hals verschwunden war.

»Die sind jetzt da draußen?«, fragte ich.

»Nein. Sie haben nur die Leiche abgelegt und sind dann abgehauen.«

Ich griff nach meinem Telefon und stellte fest, dass meine Hände zitterten. Ich zog eine Zigarette hervor, zündete sie hastig an und

verbrannte mir dabei die Fingerspitze. Dann starrte ich auf mein brandneues Telefon mit seiner nigerianischen SIM-Karte und fragte mich, wen ich anrufen sollte.

An dem Morgen, an dem ich im Eko Hotel eincheckte, hatte Magnanimous mir mit einem wissenden Lächeln seine Karte überreicht und gesagt, ich solle ihn anrufen, wenn ich irgendetwas bräuchte. Als ich auf den Home-Button drückte, wurde mir jedoch bewusst, dass ich seine Kontaktdaten zwar hatte einspeichern wollen, aber noch nicht dazu gekommen war. Ich suchte in allen Taschen – zwei Mal, auch wenn ich die Karte vor meinem inneren Auge auf dem Nachttisch in meinem Hotelzimmer sehen konnte.

Die einzige Nummer, die ich eingespeichert hatte, gehörte einem Typen namens Ade, einem freien Mitarbeiter, den meine Firma in Lagos als Fixer für mich angeheuert hatte. Bislang hatte er mir zwei Textnachrichten geschickt, um mir mitzuteilen, er werde in der Hauptstadt Abuja aufgehalten, und wann immer ich ihn anrief, klingelte sein Telefon einfach ewig, und er rief nicht zurück. Dennoch versuchte ich es erneut. Es klingelte einmal, dann ertönte das Besetztzeichen. Dann wurde das Telefon ausgeschaltet.

»Scheiße.«

»Ja«, bestätigte Waidi.

Ich blickte von meinem Telefon auf. Er starrte mich an und nickte energisch. Nachdem er zuvor so gleichgültig gewesen war, wirkte er nun so ernsthaft, dass ich ihn kaum wiedererkannte.

»Jedes Mal, wenn Wahl ist, werden überall Leichen gefunden«, sagte er. »Sie entfernen die Augen, die Zunge, sogar die Geschlechtsteile. Manchmal rasieren sie diese auch kahl. Jedes Mal vor der Wahl, so läuft das.«

Je schneller er sprach, desto schlechter wurde seine Grammatik, und ich hatte Schwierigkeiten, ihm zu folgen. »So etwas ist schon einmal passiert?«

»Ja«, erwiderte er ganz sachlich. »Sie nehmen die Teile, die sie

brauchen, und werfen die Leiche irgendwohin. Jedes Mal vor der Wahl, wie jetzt.«

»Moment mal. Sie haben eine Leiche abgeladen und sind dann geflohen?«

»Ja. Deshalb sind diese ganzen Leute hier reingerannt.« Er wies mit der Hand auf die brechend volle Bar.

»Warum?«

»Die Security draußen hat die Polizei gerufen. Wenn sie kommen, nehmen sie jeden fest, den sie sehen.«

Das erklärte den plötzlichen Zustrom. Der Taxifahrer, der mich in Lagos vom Flughafen abgeholt hatte, hatte die Polizei als unterbezahlte, schlecht ausgebildete halbe Analphabeten beschrieben, die die Autorität ihrer Uniformen nutzten, um die Bürger*innen unter Druck zu setzen. Er schwor, dass einige von ihnen gar ihre Pistolen und Uniformen an Räuber ausliehen. Das fand ich äußerst beunruhigend. Mir taten diese Menschen um mich herum leid, die vor ihrer Polizei anscheinend genauso viel Angst hatten wie vor Mördern. Dann, während ich noch immer in Waidis verwirrtes Gesicht starrte, rauschte plötzlich Adrenalin durch meine Adern, und ich schrie beinahe auf. Diesmal jedoch nicht vor Angst, sondern der Journalist in mir war soeben erwacht. Ich eilte in Richtung Tür.

»Wohin wollen Sie?«, fragte Waidi. Er rannte auf seiner Seite der langen Theke neben mir her. »Wenn Sie rausgehen, verhaften sie Sie o.«

»Schon in Ordnung«, erwiderte ich, »ich bin Journalist«, und hörte noch im selben Augenblick, wie dumm das klang. Ich drängte mich an den Türstehern vorbei, die es bis zum Eingang geschafft hatten, aber verständlicherweise mehr damit beschäftigt waren, keine weiteren Leute hereinzulassen, als jene aufzuhalten, die gehen wollten.

Als ich aus der Bar trat, atmete ich die warme Luft ein. Es war vielleicht Mitternacht, aber die Hitze war beeindruckend und über-

fiel einen, als hätte man eine Sauna betreten. Meine Achselhöhlen wurden sofort feucht.

Bei meiner Ankunft hatte ich mich vorbeidrängen müssen an kleinen Jungen, die Zigaretten, Zigarren, Süßigkeiten und sogar Kondome verkauften, und an Mädchen in Miniröcken, die mich Süßer nannten. Sie alle waren nun verschwunden. Eine nervenaufreibende Stille hatte das Gewühl ersetzt. Abgesehen von dem Gestank nach Abgasen, Staub und anderen undefinierbaren Gerüchen, die sich zu einer schwachen, aber allgegenwärtigen Erinnerung an die Luftverschmutzung vermischten, hatte sich alles an dieser Nacht verändert.

Auf der anderen Straßenseite hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt. Dort waren die Schlagzeilen zu finden. Ich hatte meinen Fotoapparat im Hotel gelassen. Sollte da drüben tatsächlich ein verstümelter Leichnam liegen, würde ich die Kamera meines Telefons benutzen müssen. Ich dachte: Eilmeldung. Nicht, dass das Publikum zu Hause sich großartig für die Notlage gewöhnlicher Menschen in Afrika interessieren würde, aber ein nur wenige Minuten nach der Tat auf Video festgehaltener Ritualmord musste doch irgendetwas wert sein.

Ronald würde den Deckel seines Stifts abkauen, wenn er von meinem Knüller erfuhr. Ihm war der Auftrag zuerst angeboten worden, und sobald der Name Nigeria gefallen war, hatte ich mir gewünscht, man hätte stattdessen mich ausgewählt. Dann jammerte Ronald über seine Allergien, beschwerte sich über seinen empfindlichen Magen und erinnerte alle daran, wie schnell er einen Sonnenbrand bekam. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich freiwillig für einen Einsatz meldete, aber bis dahin hatte man mir noch nichts Wichtigeres anvertraut als die Auswahl der Bar für die Weihnachtsfeier. Die echten Jobs waren den echten Journalist*innen vorbehalten geblieben. Ronald würde mich hassen.

Ein Mann, der genug gesehen hatte, entfernte sich kopfschüt-

telnd von der Menge. Ich hielt ihn am Arm fest. »Was ist passiert?«

Er blieb stehen und schaute auf die Menschen, die am Straßengraben standen. Er war alt, bestimmt Ende siebzig. Er war hager und faltig, hielt sich aber noch immer aufrecht. Er trug dieselbe Art von schlecht sitzender Khakiuniform, wie ich sie an den Wachleuten des Hotels gesehen hatte. Sein zerfurchtes Gesicht wirkte den Tränen nahe.

»Sie haben grad eben das Mädchen umgebracht und ihre Leiche in den Straßengraben geworfen«, sagte er, die Stimme vor Aufregung bebend. Es kam mir nicht richtig vor, ihm eine Kamera ins Gesicht zu halten, dennoch wollte ich so viel aufzeichnen, wie ich konnte. Ich drückte auf den Aufnahme-Button auf meinem Telefon.

»Sie rufen das Mädchen in ihr Moto, und ehe jemand was merkt, knallen sie die Tür zu und fahren weg. Eine von ihren Freundinnen hat Alarm geschlagen. Sie hat geschrien: »Entführer, Entführer«, also renn ich hierher, um zu sehen, was los ist. Ein Junge, der Zigaretten verkauft, findet die Leiche im Straßengraben. Einfach so bringen sie sie um und nehmen ihre Brüste.«

Er spuckte aus, als könnte er die Widerwärtigkeit schmecken.

Nichts von dem, was er sagte, ergab Sinn, und das lag nicht an seinem Pidgin-Englisch. Ich konnte einfach nicht glauben, dass irgendetwas davon auf dem Bordstein vor der Bar geschehen war. Andererseits war das hier Lagos: eine Stadt voller bewaffneter Raubüberfälle und Attentate, und wie es schien, mussten dieser Liste nun auch noch Ritualmorde hinzugefügt werden.

»Sie haben alles gesehen?«

»Ja. Ich bewache das Haus da.« Er deutete auf ein dreistöckiges Gebäude auf der anderen Straßenseite. »Von meinem Posten aus seh ich alles. Das Moto hat genau da geparkt. Niemand ausgestiegen. Das Mädchen geht hin, und sie machen ihr die Tür auf. Dauert wohl kaum zwanzig Minuten, bis sie sie umbringen und abhauen.«

»Was für ein Auto?«

»Ein großes.«

Der Mann spuckte erneut aus und entfernte sich in Richtung des Gebäudes, das er bewachte, wobei er ununterbrochen weiterredete, nun allerdings nur noch mit sich selbst.

Ich drehte mich wieder zu der Menge um, die kopfschüttelnd in den Straßengraben hinunterblickte. Zeitweise beleuchtete der Blitz von Handykameras den Boden unter ihnen. Dort lag irgendetwas Schreckliches.

Ich näherte mich, stellte mich Schulter an Schulter mit ihnen, und dann sah ich es ebenfalls.

»SITZT HIER JEMAND?«, fragte Amaka.

Der Mann blickte auf, musterte ihren Körper von oben bis unten, schüttelte den Kopf und widmete sich wieder seinem Telefon.

Während sie ihre Cola auf dem Tisch abstellte, versuchte sie, zu lesen, was er tippte. Er schaute auf, und ihre Blicke trafen sich. Sie saß ihm in einem Sessel gegenüber, und er tippte weiter in sein Telefon. Er hob erneut den Blick, und sie starrte ihn an. »Können Sie sich vorstellen, was dieser Mann zu mir gesagt hat?«, fragte sie, ehe er zu seinem Telefon zurückkehren konnte. Sie wies mit dem Kinn in Richtung Bar. Ian blickte zu ihnen herüber.

»Hat er Sie belästigt?«

»Sie werden nicht glauben, was er zu mir gesagt hat. Er muss mich für eins von diesen Ashewo-Mädchen halten, die auf der Suche nach Männern in Clubs herumhängen.«

Er schaute sie an. Sie schlug die Beine übereinander, schob ihre Brust heraus und wandte sich ab, damit er sie begutachten konnte. Sie strich sich eine Strähne ihrer Braids aus dem Gesicht.

»Was hat er gesagt?«, fragte er und nahm sich eine weitere Portion Nüsse.

»Stellen Sie sich vor. Er hat mich gefragt, wie viel es kosten würde, mich in sein Hotel mitzunehmen.«

Er kicherte mit dem Mund voller Nüsse, warf einen Blick auf Ian und brachte hervor: »Was haben Sie gesagt?«

»Ich habe mir einfach meinen Drink geschnappt und bin weggegangen.«

»Und er hat nicht versucht, Sie aufzuhalten?«

»Er kann von Glück reden, dass er das nicht gemacht hat. Ich hätte ihm eine geknallt. Rein aus Prinzip.«

Er lachte. »Er schaut zu Ihnen.«

»O Gott. Wieso gibt er nicht einfach auf? Wenn er herkommt, sagen Sie ihm bitte, wir seien zusammen. Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus.«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Ich meine, falls Sie jemanden erwarten ...«

»Nein, ganz und gar nicht. Machen Sie sich keine Gedanken.«

Er schaute auf seine Uhr. Sie nahm einen Schluck von ihrer Cola und warf dann einen Blick in Richtung Bar. Ian war noch immer da und beobachtete sie. Sie spitzte die Lippen zu einem Kuss und drehte sich dann wieder zu dem Mann in Weiß um.

»Kann eine Frau nicht mal mehr in Ruhe einen Drink genießen?«, fragte sie. »Warum nehmen Männer automatisch an, jede Frau allein in einer Bar müsse eine Sexarbeiterin sein?«

Er ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Nun ja, was machen Sie denn um diese Uhrzeit allein in einer Bar?«

»Einen Drink nehmen.«

»Erwarten Sie jemanden?«

»Nein. Sollte ich? Kann ich nicht einfach allein etwas trinken?«

Er zuckte die Achseln. Sie beugte sich zu ihm vor. »Wissen Sie, es gibt Single-Frauen wie mich, Frauen mit guten Jobs, die ihr eigenes Geld verdienen und allein in eine Bar gehen und sich einen Drink bestellen können. Und wenn sie am Ende mit einem Typen schlafen, den sie in der Bar kennengelernt haben, dann tun sie das, weil sie mit ihm schlafen wollen, und nicht, weil er sie dafür bezahlt.«

»Und Sie sind eine von diesen Frauen?«

»Nun ja, sagen wir es so – wenn Sie mir gefallen und ich Lust auf Sie habe, dann mache ich es. Und zwar nicht, weil Sie mich dafür bezahlen. Sondern weil ich es will.«

Das Sofa knarrte unter seinem Gewicht, als er sich nach vorn beugte.

»Wer sind Sie?«, fragte er.

»Wer ich bin? Wer sind Sie?«

»Was machen Sie beruflich?«

»Ich bin Anwältin. Und Sie, was machen Sie beruflich?«

Sie wusste, was er beruflich machte. Das Einzige, was sie über ihn nicht wusste, war sein genaues Gewicht. Er war ein professioneller »wichtiger Mann« in Abuja, wo er seine Kontakte nutzte, um Deals in die Wege zu leiten und zehn Prozent oder mehr als »Provision« zu verlangen. Er hatte in die Oberschicht eingeheiratet. Seine Ehefrau war die Tochter eines angesehenen Senators der Zweiten Republik, ohne ihren Familiennamen wäre er nichts.

»Ich bin Geschäftsmann.«

»Und, was machen Sie hier ganz allein?«

Er warf einen Blick auf seine Uhr und hob dann sein Telefon hoch. Er blickte auf das Gerät, als würde er eine Entscheidung abwägen.

»Ich sollte hier jemanden treffen«, antwortete er.

»Ein Date?«

Er lächelte. Er behielt das Telefon für einen Moment in der Hand, als würde er dessen Gewicht überprüfen. Dann legte er es wieder hin, und sie versuchte, ihre Erleichterung zu verbergen.

»Nicht ganz, bloß eine Freundin«, sagte er.

Lüge.

»Ich hoffe, Ihre Freundin hat nichts dagegen, mich bei Ihnen sitzen zu sehen, wenn sie eintrifft.«

»Nein, ganz und gar nicht. Es ist nichts in der Art.«

»Ich bin übrigens Iyabo. Wie heißen Sie?«

»Chief Olabisi Ojo. Nennen Sie mich ruhig einfach Chief.«

»Also, Einfach-Chief, wer ist diese Frau, die so unhöflich ist, einen Mann wie Sie warten zu lassen?«

»Glauben Sie mir, es ist nichts in der Art. Sie ist bloß eine Aburo von mir.«

»Aburo? Schwester? Echte Schwester oder die andere Sorte Schwester?«

»*Na you sabio*. Was für eine andere Sorte Schwester gibt es denn?«

»Sie wissen schon, was ich meine. Mein eigener Bruder *no dey meet me for club*.«

»Sie sind wirklich lustig. Wie war noch gleich Ihr Name?«

»Iyabo.« Es war ihr Deckname für diesen Abend. Zusammen mit ihren haselnussbraunen Kontaktlinsen vervollständigte er ihre Tarnung. »Ich hoffe, diese Schwester von Ihnen fühlt sich nicht bedroht, wenn sie mich hier bei Ihnen sieht.«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich werde ihr sagen, dass Sie ebenfalls meine Schwester sind.«

»Chief, Chief. *ChiefPlayer*. Keine Sorge. Sobald sie kommt, werde ich mich entschuldigen.«

Er lächelte jemandem hinter ihr zu und mühte sich bei dem Versuch, aufzustehen, mit seinem Gewicht ab. Für einen Augenblick dachte Amaka, seine Verabredung wäre aufgetaucht. Aber das konnte nicht sein. Sie drehte sich um.

Die junge Frau ließ ihre große gelbe Chanel-Tasche auf den leeren Sessel neben Amaka fallen und setzte sich zu dem Chief auf das Sofa. Sie war jung, *mixed-race* und hochgewachsen mit großen Brüsten. Ihre schmale Taille ließ ihre breiten Hüften noch enormer erscheinen. Sie trug ein langes, eng anliegendes gelbes Abendkleid, passend zu ihrer monströsen Tasche. »Debby, darf ich dir meine Freundin Iyabo vorstellen?«, fragte er, als die junge Frau innehielt, beide Handflächen übereinandergelegt auf seinem Schoß.

Debby schaute Amaka gerade lange genug an, um ihr ein flüchtiges Lächeln und ein schwaches »Hi« zu schenken, ehe sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf Chief Ojo richtete. Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter und schaukelte ihre Brüste unter ihrem Kleid hin und her, während sie ihm die eher rhetorische Frage stellte, wann sie einander das letzte Mal gesehen hätten.

Debby. *Mixed-race*. War das möglich? Amaka ignorierte die beiden und zog ihr Telefon aus ihrer Handtasche. Sie stellte es auf lautlos und scrollte durch die Kontakte, bis sie den Eintrag fand, nach dem sie Ausschau gehalten hatte: Debby Christina Okoli.

Um sicherzugehen, drückte sie auf das Anrufsymbol und tat, als würde sie sich durch das Menü ihres Telefons klicken.

D'Banjs Hit »Why Me?« ertönte in Debbys Handtasche. Ohne aufzublicken, beendete Amaka den Anruf. Die jüngere Frau wollte nach ihrer Handtasche greifen, aber als ihr bewusst wurde, dass sie aufstehen müsste, um an sie heranzukommen, wartete sie darauf, dass Amaka sie ihr reichte. Amaka hob die Tasche hoch, stellte überrascht fest, dass sie nicht schwer war, und reichte sie Debby. Diese durchwühlte sie auf der Suche nach ihrem Telefon und starrte dann auf den verpassten Anruf: »Nummer unterdrückt«. Sie legte das Telefon auf den Tisch und ihre Hände zurück in Chief Ojos Schoß.

Amaka spielte weiter an ihrem Telefon herum, sorgfältig darauf bedacht, sich nicht anmerken zu lassen, welch ein Streich ihr gerade gelungen war. Sie kannte die junge Frau. Sie kannte ihren Namen – ihren richtigen Namen. Sie wusste, wie alt sie war, wann sie nach Lagos gezogen war, wo sie wohnte, wo ihre Eltern wohnten. Sie kannte die Namen ihrer Geschwister, sie wusste, wann sie ihre Periode bekam, und sie kannte auch das Ergebnis ihres letzten HIV-Tests, dennoch hatte Debby, die ihr gerade gegenüber saß und mit ihr um denselben Mann konkurrierte, keinen Schimmer, wer Amaka war.

Amaka beobachtete sie. Sie plauderte, klimperte mit den Wimpern, ließ die Brüste schwingen und strich mit der Handfläche über seinen Schoß. So sieht sie also aus. Ihre Stimme hätte sie verraten sollen, aber wie alle Menschen klang sie am Telefon anders. Sie war eine Bedrohung. Sie musste aus dem Weg geschafft werden, und zwar schnell.